

# Ästhetische Nachhaltigkeit in der Stadt

## The aspect formerly known as Schönheit

Wolfgang Sonne

Sollen unsere Städte „nachhaltig“ werden, dann braucht es nicht bloß große Anstrengungen im ökologischen, ökonomischen und sozialen Bereich, sondern auch ein ästhetisches Konzept der nachhaltigen Stadt. Ein solches muss den a-ästhetischen funktionalen Städtebau genauso wie die individualistische Prestige- und Subjektästhetik der zeitgenössischen Architektur entschieden hinter sich lassen. Es kann zwar nicht länger auf einen verbindlichen Schönheitskanon bauen, jedoch auf einen weit verbreiteten überindividuellen Konsens über „schöne“, lebenswerte Umgebungen. Nachhaltige Stadtästhetik ist keine emotionale und individuelle Angelegenheit, sondern eine rationale und im gesellschaftlichen Konsens zu lösende Aufgabe. Sie muss verständliche und ansprechende Stadträume schaffen, die die Menschen immer wieder durchschreiten wollen. Sie braucht keine großen Pläne, aber verbindliche Regeln.

Schlüsselwörter: Stadtraum, Städtebau, Ästhetik, Nachhaltigkeit, Schönheit

Es war nur eine Frage der Zeit, bis der Modebegriff der Nachhaltigkeit auch den ästhetischen Diskurs erreichen würde. Wenn statt von der Schönheit der Stadt von einer ästhetischen Nachhaltigkeit der Stadt gesprochen wird, mag manch einen ein kulturpessimistischer Schauer angesichts des sprachlichen Stilverfalls oder eine ideologiekritische Skepsis angesichts des euphemistischen Newspeech überkommen – berechtigt ist das Nachdenken darüber, was ein umfassendes Konzept von Nachhaltigkeit für die Ästhetik der gebauten Umwelt bedeutet, allemal. Denn die tatsächliche Erscheinungsform unserer Bauten, Räume und Flächen hat nicht geringe Implikationen auf das, was wir neuerdings mit ökologischer, ökonomischer und sozialer Nachhaltigkeit beschreiben.

Da Baumaßnahmen im „Lebensprozess“ eines Gebäudes stets die größte Energie- und Umweltbelastung darstellen, ist es alles andere als nachhaltig, wenn ein Gebäude alle paar Jahre umgebaut werden muss, nur weil es nicht mehr der Mode entspricht oder auf Grund seiner Hässlichkeit schlicht unansehnlich ist. Da als schön empfundene Häuser und Stadtviertel weitaus höhere Preise erzielen und sich einer langfristigeren Beliebtheit erfreuen, kann es keinem Investor gleichgültig sein, wie seine Bauten aussehen. Und da ohne eine gewisse Zuneigung zu einem Ort, die stets auch auf einem gewissen ästhetischen Wohlbefinden beruht, kein Heimatgefühl und damit kein langfristiges soziales Zugehörigkeitsgefühl entstehen kann, ist die Erscheinungsform unserer gebauten Umwelt für soziale Stabilität ebenfalls von Belang. Schon aus diesen Gründen sollte eine nachhaltige Stadt nicht nur in ökologischer, ökonomischer und sozialer Hinsicht, sondern auch in ästhetischer Hinsicht nachhaltig sein.

Wie lässt sich nun eine solche nachhaltige Ästhetik der Stadt bestimmen? Grundsätzlich gilt zunächst einmal für sie ebenfalls der Grundsatz, dass sie Lebensmöglichkeiten nachfolgender Generationen nicht beeinträchtigen oder vernichten darf. Scheinbar ist das gewährleistet, wenn jede Generation ihre eigene Ästhetik verwirklichen kann, weshalb keine genauere Bestimmung einer nachhaltigen Ästhetik nötig erscheint. Doch sticht gegen diese liberale Definition das ökologische Argument: Wenn jede Generation die Stadt nach ihrem eigenen Geschmack umbaut, kommt es zu gewaltigen Umweltbelastungen durch Bauprozesse und Energieverbrauch. Die tatsächliche Langfristigkeit des Gebauten macht also ein generationenübergreifendes Konzept von städtischer Ästhetik notwendig. Schon hier wird offensichtlich, dass eine solche nachhaltige Ästhetik weder eine subjektive Geschmacksfrage noch das Ergebnis einer spontanen Erfindung sein kann. Sie kann nicht durch das innovative Künstlergenie geschaffen werden, sondern muss auf einem über den Tag hinaus gehenden Konsens aufgebaut sein.

Als Konzept für eine solche konsensuelle Ästhetik bietet sich die Schönheit an und nicht die exzentrischen und exzeptionellen Ästhetiken des Erhabenen, des Mälerischen oder des Hässlichen, die zwar den überraschenden Nervenkitzel des Individuums bezwecken wollen und deshalb in unserer Kultur der Aufmerksamkeitserheischung hoch gehandelt werden, die sich aber nicht zu einer wiederholbaren Wertschätzungserfahrung eignen. Die Schönheit dagegen ist in fast allen ihren Definitionen von einem Bestreben nach Ausgleich bestimmt und wird nach wie vor von einer breiten Mehrheit als zentrale ästhetische Kategorie begriffen. Schön also muss die nachhaltige Stadt sein, um umfassend nachhaltig zu sein – doch was bedeutet dies über ein sonntagnachmittägliches Lippenbekenntnis hinaus?

### SUSTAINABLE URBAN AESTHETICS. THE ASPECT FORMERLY KNOWN AS BEAUTY

Building “sustainable” cities requires going beyond ecological, economic, and social measures. What we also urgently need is an aesthetic concept of the sustainable city that leaves behind functional town planning as well as the individualistic, prestige-driven architecture of our times. It cannot rely on a binding canon of aesthetic rules but must be built on a common consensus that unites many people in their appreciation of surroundings that are beautiful and worth inhabiting. Sustainable urban aesthetics needs rational action and social consensus. We have to create coherent and appealing urban spaces that can be appreciated time and time again. This does not require big plans, merely binding rules.

Keywords: Urban space, town planning, aesthetics, sustainable development, beauty

Hier muss ich erst einmal mit zwei Mythen aufräumen, die als ostinater *basso continuo* den Diskurs um die Gestaltung unserer Städte übertönen und de facto zur Verhinderung einer schöneren städtischen Umwelt beitragen. Der erste Mythos ist der von der Subjektivität der Schönheit in unseren modernen Zeiten. Über Schönheit lasse sich nicht streiten, da sie eine Erfahrung des autonomen Subjekts sei; verbindende Schönheitsideale existierten nicht mehr, da metaphysische Begründungen weggefallen seien. Mithin sei es gar eine demokratische Pflicht, unbedingt anders auszusehen und zu empfinden als der Mitbürger oder die Mitbürgerin. Sicherlich, eine Schönheitsdefinition a priori lässt sich nicht aufstellen, metaphysische – seien es mathematische, religiöse oder philosophische – Begründungen der Schönheit lassen sich nicht mehr geben. Aber diese Begründungen waren für das reale Schönheitsempfinden – und gar das der Masse – ohnehin stets zweitrangig, wenn nicht sogar belanglos. Zudem waren auch frühere Epochen von widerstreitenden Schönheitsvorstellungen geprägt und bauten dennoch und erfolgreich an absichtsvoll schön geplanten Städten.

Und was uns heute betrifft: Welch blinde Hybris muss hinter der Behauptung stecken, dass sich jeder Einzelne ad hoc sein eigenes Schönheitsideal bilde. Sie übersieht völlig die Abhängigkeit des Einzelnen von den massenhaft auf ihn einwirkenden Schönheitsvorstellungen und -tradi-

(1) Marcello Piacentini: Via Roma in Turin (1935–1937)

Aus: Lupano, Mario (1991): Marcello Piacentini. Rom, Bari



tionen. Es ist diese durch zahlreiche Medien vermittelte Wirkung von teilweise ausgesprochen langlebigen Schönheitsidealen, die nach wie vor einen fast gespenstischen Konsens in Bezug auf Stadtästhetik herstellt. Ist es ein Ausdruck unserer ästhetischen Zerrissenheit, dass die immer gleich beliebten Ziele unseres genießenden Stadttourismus Rothenburg, Siena oder Paris heißen? Ist es die nicht allgemein bestimmbare, da völlig subjektive Schönheitsvorstellung, die stets die schönen Stadtquartiere wie Charlottenburg oder Nottinghill zu den beliebtesten und teuersten Wohnorten werden lässt? Zeigt sich die Unmöglichkeit einer konsensualen Schönheitsbestimmung darin, dass eine Mehrheit von Stimmbürgern mit großem Engagement hässliche Projekte wie den Kulturhaus-Neubau am Katschhof in Aachen oder Hochhäuser in München ablehnt? Ist es die Divergenz individueller Schönheitsideale, die auf dem freien Markt der Bauherrenwünsche in amerikanischen Vororten immer wieder das Neo-Georgian-House hervorbringt? Ganz im Gegenteil: Es gibt sie, die verbreitete und konsensuelle Vorstellung der schönen Stadt – ob einem das gefällt oder nicht. Und damit gibt es auch die Möglichkeit, überindividuell und generationenübergreifend über Schönheit zu reden und an dieser zu arbeiten. Eine genauere Bestimmung städtischer Schönheit muss mit dem arbeiten, was gesellschaftlich und historisch vorhanden ist – und trotz einer im heutigen Schulcurriculum nicht geleisteten ästhetischen Erziehung ist diese Basis überraschend breit, wenn man einmal zur Kenntnis nimmt, dass hier die Bürger täglich mit ihren Füßen abstimmen.

Der zweite Mythos ist jener der Nachrangigkeit ästhetischer Aspekte in der Stadtplanung nach verkehrstechnischen, sozialen, politischen, ökonomischen und ökologischen Aspekten. Seit über zwei Generationen schon agiert die Mehrheit der Stadtplaner mit der Ideologie, dass sich die Form der Stadt quasi von selbst aus den anderen Aspekten der Stadt ergebe und keiner eigenen Beachtung bedürfe. In der verschärften Form besagt diese Ideologie des Funktionalismus gar, dass wer sich dennoch mit der Form als eigenständigem Aspekt der Stadt und damit mit der Schönheit befasse, der Funktionstüchtigkeit der Stadt entgegenarbeite oder das Geschäft der Verschleierung der Interessen der Mächtigen betreibe. Formalismus lautet der Vorwurf – und übersieht dabei, dass letztlich jede Stadtform, auch wenn sie noch so funktional hergeleitet wurde, immer auch als Form vorhanden und wahrnehmbar ist und somit einer ästhetischen Beurteilung unterliegt. Welch große Überraschung, dass da, wo allein verkehrstechnische, ökonomische oder soziale Planung am Werke war, keine schönen Stadträume entstanden – es wollte sie ja auch keiner! Tragischerweise ist genau dies die Bilanz von sechzig Jahren Stadtplanung ohne Städtebau – und genau deshalb muss die Schönheit wieder als genuine Aufgabe der Stadtplanung aufgefasst werden.

Das Versagen liegt dabei nicht allein bei technischen, soziologischen und ökonomischen Planern: dass der Soziologe das Sozialgefüge der Stadt für wichtiger hält als das Aussehen, liegt auf der Hand. Dass aber Architekten massenweise das Heft der Gestaltung aus der Hand gaben und der Technik, dem Sozialen oder dem Ökonomischen kritiklos huldigten, ist unverantwortlich – nach wie vor. Dass nun seit einer Generation von Seiten der Architektur versucht wird, das Heft ästhetisch durch individuelle Originalentwürfe wieder in die Hand zu bekommen, verschärft die Lage noch mehr, hat sich doch diese spontane Subjektästhetik vollends von gesellschaftlicher Verantwortung und stadträumlichem Zusammenhang verabschiedet.

Die Schönheit der Stadt ist also nicht nur eine Aufgabe für den nachhaltigen Städtebau, sie ist auch „machbar“, da konsensuelle Schönheitsvorstellungen durchaus existieren und entwickelt werden können. Indes, mit der Schönheit in der Stadt hat es eine besondere Bewandnis: Sie kann sich nicht frei wie bei einem Kunstwerk konstituieren, sie ist nicht ästhetischen Urteilen allein unterworfen. Diese an sich banale grundsätzliche Unterscheidung zwischen Kunstwerken, deren Wert allein durch einen ästhetischen Diskurs bestimmt wird, und Stadtkunstwerken, bei denen die ästhetisch beurteilbare Form immer notwendig auch in einem Zusammenhang mit sozialen, ökonomischen, politischen, technischen, ökologischen und kulturellen Aspekten steht, wird heutzutage aber oftmals so gründlich missachtet, dass es noch einmal der Ausführung dieses gar nicht so feinen Unterschiedes bedarf. Es geht schlicht nicht, Kunststrategien wie etwa die einer suprematistischen Plastik umstandslos auf den Städtebau anzuwenden. Was – um beim Beispiel zu bleiben – in der suprematistischen Plastik eine künstlerische Auslotung der Möglichkeiten der freien Raumanordnung im kleinen Maßstab mit geringem Materialaufwand ohne praktische Funktion, ohne ökonomische Implikationen, ohne soziale Konsequenzen ist, das ergibt im großen Maßstab in die Stadt gesetzt etwas völlig anderes: Es muss konstruiert werden, es muss halten, es muss funktionieren, es kostet Geld, es definiert begehbaren und wahrnehmbaren Raum, es wird von unzähligen Menschen über Jahrzehnte immer wieder angesehen, es braucht Energie und so weiter, und so fort.

Diese vielfachen fundamentalen Differenzen sind es, die die Übertragung von Strategien der bildenden Kunst auf Bauwerke und Stadtbaukunstwerke schlicht unangemessen machen und solche Versuche zum Scheitern verurteilen. Die Schönheit der Stadt ist grundsätzlich etwas anderes als die Schönheit eines Werkes der bildenden Kunst. In der Ästhetik der Stadt steht die Form unausweichlich in einem Verhältnis zu den anderen Aspekten, die die Stadt ausmachen und die durch die Stadtgestalt eine konkrete Form finden. Während die Schönheit bei einem Werk der bildenden Kunst allein einem ästhetischen Diskurs folgen kann, der bisweilen originell, subjektiv und einzigartig sein kann, muss die Schönheit der Stadt stets im Zusammenhang mit sozialen, ökonomischen, politischen, ökologischen, technischen, kulturellen und natürlichen Faktoren beurteilt werden. Und da alle diese Faktoren sich nicht ad hoc konstituieren, muss die Schönheit der Stadt immer in einem historischen Zusammenhang gesehen werden.

Dieser unausweichliche systematische und historische Zusammenhang hat nun ganz entschiedene Implikationen für die Schönheit der Stadt. Sie kann nicht das Resultat rein ästhetischer Strategien sein, sondern muss konkrete Ästhetik im Zusammenhang mit zahlreichen Faktoren sehen. Sie kann nicht spontan erfunden werden, sondern muss über einen längeren Zeitraum entstehen. Sie kann nicht Werk eines Einzelnen sein, sondern muss eine Vielzahl von Vorstellungen konsensuell aufnehmen. Sie kann nicht von anderen Feldern hergeleitet werden, sondern

(2) Auguste Perret: Rue de Paris in Le Havre (1945–1950)

Aus: Abram, Joseph et al. (Hg.) (2000): Les frères Perret.

L'oeuvre complète. Paris



**(3) Hans Kollhoff: Walter-Benjamin-Platz in Berlin (1995–2001)**

Aus: Hans Kollhoff. Architektur. München, London, New York 2002



muss genuin den Gesetzen der Stadtbaukunst entspringen. Und man kann nicht hoffen, dass sie sich schon von selbst einstellen werde, wenn man nur alle anderen Felder schön beackert hat: Wer die Schönheit nicht bedenkt, schafft keine schöne Stadt. Zwischen der Skylla der a-ästhetischen Raumplanung und der Charybdis der rein-ästhetischen Kunstarchitektur stellt die Stadtbaukunst nicht einfach einen Mittelweg, sondern etwas grundsätzlich anderes dar: Sie muss die Schönheit stets in Verbindung mit außer-ästhetischen Faktoren konzipieren und verwirklichen. Es reicht eben nicht, vor Tirana einfach ein paar bunte Klötzchen im Grünen schief auszuschütten, wie jüngst in einem grotesk blödsinnigen Siegerentwurf eines internationalen Wettbewerbs geschehen: Was als Bild überraschend und amüsant sein mag, ist als Städtebau schlicht ein Desaster.

Als *minima moralia* für einen die Schönheit integrierenden Städtebau ergeben sich dabei: Städtebau hat grundlegend die Aufgabe, verständliche und ansprechende Stadträume zu schaffen, durch die Menschen wieder und wieder zu den unterschiedlichsten Zwecken gehen können. Der Gang bleibt – bei aller technischen Innovation der Verkehrsmittel – die zentrale menschliche Fortbewegungsart, die prinzipiell jedem jederzeit offen steht. Das menschliche Maß bleibt die entscheidende Bezugsgröße; optische, akustische und haptische Wahrnehmungsweisen bilden die physiologischen Grundlagen. Zum wohlgestalteten

Stadtraum zählen neben dem Bodenbelag die raumdefinierenden Wände, also die Fassaden der Häuser. Diese müssen so gestaltet sein, dass sie sich in ein harmonisches optisches Gesamtbild ebenso einfügen, wie sie dem taktilen Maßstab durch ansprechende Detailgestaltung gerecht werden: Gute Architektur ist Teilaufgabe einer auf Schönheit zielenden Stadtplanung. Weitergehend sind Materialien zu verwenden, die Raumbegrenzung auch ästhetisch erreichen, die lange halten und gut altern – denn häufig zu erneuernde Fassaden sind ökologisch untragbar. Fassaden dürfen nicht belanglos sein, sondern erzählend; aber nicht willkürliche Geschichten, sondern Passendes und langfristig und allgemein Verständliches – am besten von den Eigenschaften des Baues selbst, denn dieser bleibt üblicherweise bestehen, während die Bewohner gehen. Des Weiteren müssen Stadträume vielen unmittelbar verständlich sein – nicht nur einer Elite und unter Verwendung von Hinweisschildern. Sie müssen sich deshalb an dem orientieren, was bislang als Stadt verstanden wurde.

Die Reihe ließe sich fortsetzen, die Ratschläge könnten noch spezifischer werden – und doch bliebe sie eigentlich abstrakt. Denn sie versucht nur in Worte zu fassen, was die Essenz von zahllosen Stadtraumerlebnissen ist, Erlebnisse, die jeder am eigenen Leibe in bestehenden Städten machen kann, ja machen muss, will er oder sie eine sinnlich gesättigte Stadtästhetik aufbauen. Die in den bestehenden Städten aufbewahrte Städtebaugeschichte bietet den Fundus für die Schönheit zukünftiger Städte.

Noch in anderer Hinsicht lehrt die Städtebaugeschichte, wie städtische Schönheit erreicht werden kann. Da ist die unglaublich lange und reiche Geschichte von städtischen Gestaltungsmaßnahmen, die vom Mittelalter bis heute mit Baugesetzen, Gestaltungssatzungen, Musterbauten oder Schönheitskommissionen dem sich stets der Einzelentscheidung entziehenden Gesamtgesicht der Stadt Herr zu werden versuchte und auf diese Weise die gelungensten und allgemein als schönsten anerkannte Straßen-, Platz- und Stadtanlagen schuf. Fast keines der von uns so geliebten historischen Stadtbilder ist zufällig oder auf Grund unbewusst wirkender Traditionen entstanden: Ob Siena, Turin, Paris oder Amsterdam-Süd – stets waren es strengste Maßnahmen, durch die erst das schöne Stadtbild entstand. Und da ist die Geschichte der städtebaulichen Reformbewegungen, die immer wieder von Ästhetischem ausgingen und auf die schöne Stadt zielten, dabei jedoch nie die außerästhetischen Aspekte der Stadt ignorierten. So etwa die französische Strategie des *Embellissement* im 18. Jahrhundert, die zwar die Schönheit im Namen führte, aber ebenfalls ein ökonomisches, verkehrstechnisches und hygienisches Programm war. Oder der von Camillo Sitte angestoßene *künstlerische Städtebau*, der zwar auf den menschlichen Wahrnehmungsweisen beruhte, aber ökonomische, soziale, verkehrstechnische, hygienische und andere Gesichtspunkte mitbedachte. Oder die amerikanische *City Beautiful*-Bewegung, die zwar die Schönheit auf ihre Fahnen schrieb, zugleich aber ökonomische, politische, soziale, verkehrstechnische und hygienische Aspekte mitbehandelte. Erst die nachfolgende *City Practical*-Bewegung denunzierte sie als ein rein ästhetisches Unterfangen – und stellte selbst nur eine aufs Funktionale reduzierte Position dar. Schon 1922 warnte Werner Hegemann in seinem „*American Vitruvius*“, einem Handbuch der *Civic Art*, dass der moderne Städtebau zu sehr in Richtung Technologie und angewandte Soziologie tendiere und die Schönheit vernachlässige. Und das aus dem Munde eines gelernten Ökonomen und nicht in den 1960ern!

Nachhaltige Stadtästhetik – die Schönheit der Stadt – ist keine emotionale und individuelle Angelegenheit, sondern eine rationale und im gesellschaftlichen Konsens zu lösende Aufgabe. Und ohne eine dauerhafte und mehrheitlich geschätzte Schönheit unserer Städte kann auch keine ökologisch, ökonomisch oder sozial nachhaltige Stadt entstehen. Deshalb ist es höchste Zeit, wieder ernsthaft und angemessen komplex von der Schönheit der Stadt zu reden – und diese zu schaffen: Die Zeit ist reif für eine neue Stadtbaukunst.

### Angemessenheit 9 Punkte zum Städtebau heute

**1. Städte in Europa sind gebaut. Die vorhandene Vielfalt ihrer städtebaulichen Formen ist die Grundlage ihrer weiteren Entwicklung.**

In den europäischen Städten mit ihren zumeist langwährenden Traditionen hat sich eine Vielzahl von städtebaulichen Formen entwickelt, die zu verschiedenen Zeiten entstanden und unterschiedlichen Zwecken dienten. Da diese vielfältigen Formen ihre je eigenen schätzbaren Qualitäten besitzen, muss Städtebau heute diese vorhandenen Qualitäten erkennen und beachten.

**2. Angemessene Einzeleingriffe ersetzen generelle Planungsstrategien. Die wesentlichen Faktoren der Angemessenheit im Städtebau bilden Maßstab, Typus, Material und Charakter.**

Um die Vielfalt der städtebaulichen Qualitäten nicht zu zerstören, kann die gebaute Stadt nicht mit einer neuartigen Generalstrategie überlagert werden, welche die vorhandenen Formen aufzuheben und zu ersetzen trachtet. Vielmehr gilt es, durch einzelne Eingriffe die vorhandene Stadt in angemessener Weise weiterzuführen und vorhandene Potentiale zu entwickeln. Dadurch können in sich schlüssige Stadtfiguren entstehen, die einen hohen Grad an formaler Vollendung erreichen.

**3. Stadt ist nicht Landschaft und Landschaft ist nicht Stadt. Verdichtung der Stadt sowie Bewahrung des landschaftlichen Freiraums ermöglichen einen ökologisch und kulturell wünschenswerten Kontrast.**

Da in naher Zukunft die Bevölkerung in den Städten Europas kaum zunehmen wird, sind keine großen Stadterweiterungen mehr gefordert. Auch aus ökologischen Gründen gilt es, den vorhandenen Natur- und Landschaftsraum vor weiterer Zersiedlung zu schützen. Weder permanenter energieträchtiger Umbau noch stetige Erweiterung der bebauten Fläche können Eigenschaften einer zukunftsfähigen Stadt sein. Deshalb ist das Augenmerk auf bauliche Verdichtung und qualitative Verbesserung der bebauten Fläche zu richten. Hinzu kommt das kulturelle Bedürfnis des Stadtbewohners nach Natur, das nur durch einen erlebbaren Kontrast zwischen Stadt und Landschaftsraum befriedigt werden kann.

**4. Städtebau ist eine kulturelle Aufgabe. Nicht Tabellen oder Diagramme, sondern qualitätvolle Architektur ist sein wesentliches Mittel.**

Die Stadt unterliegt zwar ökonomischen, politischen, sozialen, juristischen oder technischen Bedingungen, sie lässt sich aber auf diese nicht reduzieren. Jede städtebauliche Entscheidung steht immer auch in einer spezifisch architektonischen Tradition. Wie zahllose Beispiele lehren, kann selbst die beste Planungsstrategie durch schlechte Bauten zunichte gemacht werden. Qualität und Schönheit der Architektur bilden deshalb integrale Bestandteile des Städtebaus.

**5. Klar geformte Straßen und Plätze bilden die öffentlichen Räume der Stadt. Die gestaltete Hausfassade artikuliert die Grenze zwischen individuellem und gemeinschaftlichem Raum.**

Stadträume funktionieren dort am besten, wo die bauliche Begrenzung mit der Grenze zwischen öffentlichem und privatem Raum zusammenfällt und somit klar erkennbare Räume schafft. Nicht diffuse Freiflächen, sondern architektonisch definierte Straßen- und Platzräume schaffen eine verständliche Stadt. Nicht verschleierte Hausgrenzen, sondern bewusst artikuliert Fassaden mit einer signifikanten Balance aus Offenheit und Geschlossenheit bezeichnen ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Privatperson und Gesellschaft.

**6. Monumentale öffentliche Gebäude und zurückhaltende private Häuser bilden die Bestandteile der Stadt einer demokratischen Gesellschaft.**

Entgegen aller Entgrenzungsprophetien ist die Differenz zwischen öffentlichen und privaten Bereichen gerade für demokratische Gesellschaften konstitutiv. Entsprechend dieser gesellschaftlichen Differenzierung darf es in der Stadt auch eine Differenzierung der architektonischen Sphären geben. So kann in einer Demokratie ein öffentliches Gebäude als Bau der Gemeinschaft durchaus Besonderheit und Monumentalität beanspruchen, während private Häuser als Bauten gleichberechtigter Bürger eine selbstverständliche Normalität pflegen sollten.

**7. Das städtische Haus ist der Grundbaustein der Stadt. Das Leitbild für eine anpassungsfähige Stadt sind nicht funktional ausdifferenzierte Megastrukturen, sondern ist eine Stadt aus Häusern.**

Flexibilität im Städtebau heißt nicht, die Stadt ständig neu zu errichten, sondern die vorhandenen Formen leicht umnutzen zu können. Gerade die auf funktionale Differenzierung und technische Verfeinerung angelegten Stadtmodelle eines funktionalistischen und technizistischen Modernismus erweisen sich in dieser Hinsicht als unbrauchbar. Dagegen hat sich das Modell einer Stadt, deren einzelne Hausbauten sich auf Parzellen zu Blöcken gruppieren, nicht nur über Jahrtausende und in vielen Kulturen bewährt, sondern stellt auch heute die anpassungsfähigste Bauform dar.

**8. Stadthäuser sind dauerhaft. In einer auf Nachhaltigkeit angelegten Stadt können sie dies auch in ihrem Charakter zum Ausdruck bringen.**

Stadtbauten – selbst wenn sie zunächst als Provisorien gedacht waren – haben sich in Europa trotz aller Zerstörungen und Veränderungen als äußerst persistent erwiesen. Da sowohl kulturelle als auch ökologische Gründe für eine dauerhafte Bebauung der Stadt sprechen, ist nicht einzusehen, weshalb diese nicht auch in ihrem Charakter Festigkeit und Gewicht thematisieren sollte. Auf diese Weise könnte eine nachhaltige Ästhetik entstehen, die den permanenten Umbau von Fassaden aufgrund überlebter Architekturmoden erübrigt.

**9. Städtebau heute heißt, die Stadt wieder als kulturelle Ganzheit zu verstehen und in ihrer historischen Dimension zu sehen. Statt neuartiger und abstrakter Visionen bedarf es einer angemessenen Entwicklung konkreter vorhandener Orte.**

Sowohl abstrakte Stadttutopien als auch eine verantwortungslos marktorientierte Bauerei haben im Laufe des letzten Jahrhunderts ihre Unschuld verloren. Deshalb kommt es im Städtebau heute darauf an, für den spezifischen Ort verantwortungsbewusst zu planen und die Stadt als dauerhaftes Ganzes nachhaltig zu verbessern, zu verschönern und angemessen weiterzuführen. Darin liegt die konkrete Utopie des Städtebaus heute.

**Wolfgang Sonne | Laurent Stalder**

Zürich, März 2002

Dieser Text wurde erstmals veröffentlicht in:

Transition – Stadt zwischen

Permanenz und Veränderung Nr. 9

Publikation des Department Architektur

der ETH Zürich, Juli 2002, S. 48–49

**AUTOR:**

**Wolfgang Sonne**, Jg. 1965, Studium der Kunstgeschichte und Klassischen Archäologie in München, Paris und Berlin, Promotion an der ETH Zürich; Professor für Geschichte und Theorie der Architektur an der Fakultät für Bauwesen an der Technischen Universität Dortmund, Leiter des Dortmunder Institutes für Stadtbaukunst an der TU Dortmund (zusammen mit Christoph Mäckler); Schwerpunkte Architektur und Städtebau des 19. und 20. Jahrhunderts. E-Mail: wolfgang.sonne@tu-dortmund.de